



Weitere Informationen
zu diesem Beitrag
im Internet unter
www.heilpaedagogik.de



CHRISTINA SAROKA-KÖCK | MALTE WACHENDORF

Diagnostik im heilpädagogischen Prozess

Perspektiven aus der Heilpädagogik Paul Moors in Theorie und Praxis

Einleitung

Paul Moor beschreibt das Besondere heilpädagogischer Arbeit einerseits über die Klientel, da er sie als spezielle Pädagogik trotz der Einschränkungen durch etwas Unheilbares begreift (vgl. Moor 1969, 499). Andererseits beinhaltet seine Konzeption von Heilpädagogik eine Arbeitsweise, die sich vor allem durch ihre Haltung kennzeichnet, die hier anhand von drei wesentlichen Prinzipien umrissen wird, die Moor als heilpädagogische Grundregeln aufstellt. Die heilpädagogische Arbeitsweise bestimmt Moor vom Einzelfall her, d.h. die

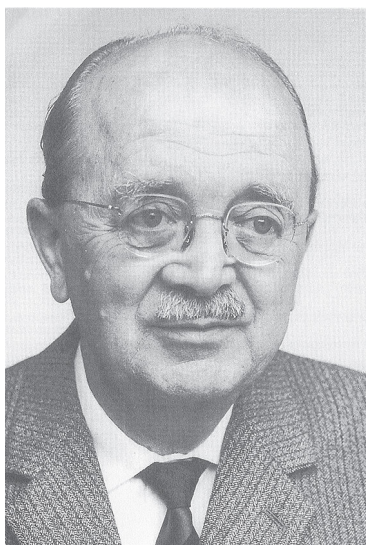
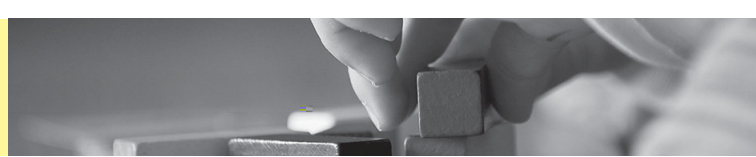


Abb. 1: Paul Moor 1969
(Haerberlin 2000, 119)

Bedürfnisse und Notwendigkeiten von Seiten des betreffenden Menschen sind ausschlaggebend für die Entwicklung des gemeinsamen Prozesses. Das Hinzuziehen von Methoden schließt Moor nicht aus, sieht es allerdings als nachrangig zum Aufbau einer Beziehung zwischen der Heilpädagogin und dem Klienten¹ an. Beide sind als ganze Menschen beteiligt, weshalb Moors es als wenig sinnvoll ansieht, lediglich das Problem zu thematisieren, mit dem ein Mensch zu einem Klienten der Heilpädagogik wird. Ebenso ist eine Liebe zu den Mitmenschen generell als auch zu diesem konkreten Menschen nötig. Nur im Kontext und mit tieferem Interesse kann näher verstanden werden, welche Bedürfnisse und Notwendigkeiten im Einzelfall vorliegen. Im darauf aufbauenden gemeinsamen Handeln ist es die Aufgabe der Heilpädagogin, entlang der aufgezeigten Aufgaben (siehe 2. Grundregel) durch ihr Mit- und Vorleben dem Klienten Orientierung zu bieten, die sich etwa in gebotenen Strukturen zeigen kann. Dies nennt Moor das Haltgeben der Umgebung, wodurch der Mensch Möglichkeiten erfährt, diese

¹ In diesem Artikel trägt die heilpädagogische Fachperson das weibliche Geschlecht, da ca. 80% der HeilpädagogInnen weiblich sind (vgl. BHP 2011, 6). Zur besseren Unterscheidung im Text wird für die KlientInnen die männliche Form gewählt.



Strukturen innerlich nachzuvollziehen, für sich zur Übernahme, Weiterentwicklung oder zum Verwerfen zu erwägen und im Anschluss eigenen Halt im Leben zu entwickeln (vgl. dazu Moor 1965; Moor 1967).

Im Folgenden wird zunächst dargestellt, wie diagnostische Aspekte in Konsequenz aus der Heilpädagogik Moors in den Handlungsprozess eingebettet werden können. Anschließend werden die von Moor aufgestellten heilpädagogischen Grundregeln kurz vorgestellt, anhand einer aktuellen wissenschaftlichen Auseinandersetzung ergänzt (vgl. Köck 2012; Köck 2013) sowie in die praktische heilpädagogische Arbeit transferiert (in Kursivschrift).

Diagnostik in der Heilpädagogik nach Paul Moor

Nach Moor kann Fallarbeit nur dann sinnvoll geschehen, wenn sie dem einzelnen Menschen in seiner einmaligen Situation samt der dazugehörigen Schwierigkeiten, Potenziale und Bedürfnisse angepasst wird. Dazu ist nötig, diese sowie den anderen Menschen ansich zu verstehen, soweit dies überhaupt möglich ist und durch das Kennenlernen im heilpädagogischen Handeln geschieht. Gleichzeitig basiert das Handeln in seiner Zielsetzung und Methodenwahl auf dem Verständnis.

Daraus kann entwickelt werden, dass eine heilpädagogische Diagnostik, die auf der Konzeption Moors aufbaut (vgl. bspw. Köck 2012), untrennbar mit dem heilpädagogischen Handlungsprozess verbunden ist. Sie bildet eine erste Phase, begleitet aber auch die ganze Fallarbeit. Daher kann sie eher als Grundlage verstanden werden, von der her abgeleitet werden kann, was der Klient braucht und welches Angebot die Heilpädagogin ihm unterbreiten kann.

Die folgenden drei Prinzipien nach Moor bieten daher Ansatzpunkte, diagnostische Fragen zu entwickeln, die den Prozess der Fallarbeit leiten können. Dazu wird Moors Verstehensorientierung in einem Leitfaden aufgenommen (1. Grundregel), es werden konkrete Fragestellungen ausgehend von seiner Ressourcenorientierung formuliert (2. Grundregel) und die Berücksichtigung der Bezugspersonen findet Eingang in die heilpädagogische Diagnostik (3. Grundregel).

1. Erst verstehen, dann erziehen

Da ähnliches Verhalten verschiedene Bedeutungen tragen kann, ist es nötig, verschiedene Hypothesen zu möglichen Zusammenhängen zu erwägen. Dabei ist auch zu beachten, dass zwar der einzelne Mensch verstanden werden soll, dass sich viele Aspekte allerdings erst aus seiner sozialen Einbettung heraus verstehen lassen. Durch die Bedingungen von Behinderung ist das Verstehen zusätzlich zum generellen Verstehen eines anderen Menschen erschwert, da die Lebensbedingungen für die Heilpädagogin noch einmal mehr fremd sind. Daher ist eine gründliche Reflexion der eigenen Anteile des Verstehens, des bisher erlangten Eindrucks, der gewonnenen Hypothesen sowie der Grenzen des Verstehens von Bedeutung, d.h. die Kenntnis dessen, wie sich mensch-

liches Verhalten vollzieht sowie das eigene Bewusstsein dessen in der konkreten Fallarbeit.

Da mit dem Aufbauen einer Beziehung das Verstehen und das Handeln parallel ablaufen, ist Moors Positionierung des Verstehens vor dem Erziehen nicht primär im Sinne einer Reihenfolge zu verstehen, wobei natürlich eine zentrale diagnostische Phase am Beginn der Fallarbeit steht. Vielmehr kann dies verdeutlichen, dass die Erziehung, Bildung und Kooperation mit dem anderen Menschen auf einem gewonnenen Verständnis fußt, für dessen Güte Sorge getragen werden sollte. Diesem Ziel soll der folgende aus der Hermeneutik Gadamers (1990; 1993) entwickelte Leitfaden für die verstehensorientierte heilpädagogische Diagnostik (vgl. Köck 2012, 61–66) dienen:

1. Vor-Verständnis reflektieren

Empfehlenswert für die Heilpädagogin ist, regelmäßig Möglichkeiten zu nutzen, ihre eigenen persönlichen und fachlichen Erfahrungen, Schwerpunkte etc. zu reflektieren, da diese in das Verstehen des anderen Menschen und die Fallarbeit eingehen. Des Weiteren gehört dazu, sich erster Ideen zum Fall (bspw. aus der Akte) samt ihrer Vorläufigkeit bewusst zu werden.

2. Ersten Eindruck verschaffen

Der erste Eindruck (der sog. „Primateffekt“) beim Kennenlernen ist unvermeidlich und oft sehr prägend. Um sich später an den ersten Eindruck erinnern zu können und zu reflektieren wie er womöglich die Arbeit prägt, empfehlen sich zumindest kurze Notizen.

3. Hypothesen bilden

Indem sich die einzelnen Informationen und Eindrücke vom anderen Menschen in ein Gesamtbild integrieren, bilden sich im Verlauf der Fallarbeit immer differenziertere Hypothesen, um die Zusammenhänge zu verstehen. Auf der Basis einer sog. „Arbeitshypothese“ können Vermutungen zum Unterstützungsbedarf und zu möglichen Zielen und Wegen dorthin entwickelt werden.

4. Vorläufiges Verständnis gewinnen

Der andere Mensch kann zwar nicht völlig verstanden werden, allerdings kann ein für die Fallarbeit hinreichendes Verständnis erlangt werden. Davon ist auszugehen, wenn sich einzelne Informationen und das Gesamtbild des Menschen samt seiner Situation kaum noch widersprechen. Dabei ist das Umfeld des Klienten zu beachten (vgl. 3. Grundregel). In der weiteren Fallarbeit kann sich dieses Verständnis noch weiterentwickeln.

5. Grenzen reflektieren

Wir können immer nur vor unserem eigenen Erfahrungshintergrund wahrnehmen und verstehen. Besonders wichtig ist daher, auch Aspekte zu beachten, die nicht in das gewonnene Bild passen und dieses ggf. immer wieder infrage zu stellen. Hilfreich sind auch die Beratung mit KollegInnen sowie eine gründliche Dokumentation.

Ein Junge, fast 16 Jahre alt, wird in unserer Wohngruppe aufgenommen. Für ihn ist der Wechsel in ein neues System eine Umstellung. Vorher lebte er im System seiner Familie, die ihn trotz seiner vielen Probleme und unerwünschten Verhaltensweisen nach Kräften begleitet hat. Jetzt trennen ihn mehrere hundert Kilometer von seinem Elternhaus, seinen Verwandten und Freunden.

Ich nehme auch Monate nach seinem Einzug eine Unruhe in ihm wahr. Die Möbel in seinem frisch renovierten Zimmer ‚wandern‘ von einer Ecke in die andere. Es vergeht keine Woche, in der ich ein Möbelstück an derselben Stelle wiederfinde, wenn ich ihn zur Einzelstunde abhole, die im regelmäßigen und festen Rhythmus stattfindet. Viele Zeichnungen liegen auf seinem Schreibtisch und nach und nach bekomme ich immer mehr sehr schön gezeichnete Bilder von ihm geschenkt.

Innerhalb unserer Einrichtung führen wir bei Neuaufnahmen ein ausführliches Clearing durch, das u.a. von diversen Testungen unterstützt wird. Dies steht aus meiner Sicht nicht im Widerspruch, denn auch diese Testungen helfen, zu skizzieren. Grundsätzlich hat ein versterorientierter Ansatz dabei immer bestand. Ich mache mir zunächst ein eigenes Bild von den Kindern und Jugendlichen, bevor ich in die Akte schaue, in der zum Teil schon etliche Diagnosen feststehen. So auch hier. Ich lerne seine Gegebenheiten kennen und bekomme so ein Bild von ihm und nicht eines, welches andere von ihm haben.

Von ihm zu erfahren, was ihn beschäftigt, lässt mich verstehen, welchen „guten Sinn“ seine Verhaltensweisen machen. Diese Verhaltensweisen stellen eine für den Jugendlichen sinnige Suche nach dem Halt dar, den er benötigt und auf andere Weise aktuell nicht findet. Nur wenn ich mir selbst ein Bild mache, eine Erkenntnis darüber bekomme, worum es eigentlich geht, kann ich ihn unterstützen und begleiten.

2. Nicht gegen den Fehler, sondern für das Fehlende

Bei der zweiten Grundregel geht es Moor darum, die Perspektive von der Problematisierung unerwünschten Verhaltens hin zur Frage zu verändern, welcher Sinn und insbesondere welche Suche nach Halt hinter diesem Verhalten stehen. Dadurch wird möglich, die Frage anzuschließen, auf welchem produktiveren und sozial verträglicheren Weg Halt gesucht und auch gefunden werden kann.

Dazu gilt es, dem Kind bzw. Jugendlichen zunächst aufzuzeigen, welche Aufgaben sich ihm und den weiteren Beteiligten in der gegebenen Situation stellen und welche Entwicklung es bzw. er nehmen kann.

Dabei wird der Mensch in drei aufteilbaren Bereichen begleitet, nämlich im „Gegebenen“, „Aufgegebenen“ und „Verheißenen“ (vgl. Moor 1969).

Gegebenheiten („Gegebenes“):

Welche Bedingungen liegen vor?

Wo liegen Schwierigkeiten? Welcher Bedarf ergibt sich daraus?

Welche Entwicklungsmöglichkeiten und Potenziale sind gegeben?

Aufgaben („Aufgegebenes“):

Welche Aufgaben im Sinne einer Selbstbildung und -entwicklung ergeben sich für den Klienten?

Welche Unterstützungsaufgaben für die Heilpädagogin können abgeleitet werden?

Mit welchen Personen im Umfeld des Klienten ist eine Kooperation angezeigt? Welche Kontextbedingungen sollten bearbeitet werden?

Perspektiven („Verheißenes“):

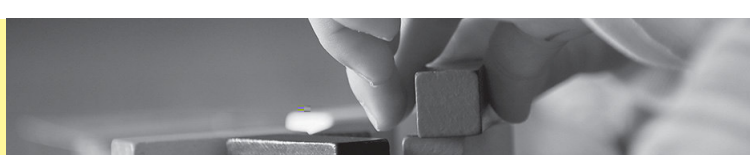
Welche Perspektiven für ein in den Augen des Klienten gelingendes Leben ergeben sich trotz oder gerade unter den erschwerten Bedingungen (aufseiten des Klienten und seiner Umgebung)?

Welche Chancen können sich eröffnen, die noch nicht entdeckt oder erschlossen sind?

Aus der Praxis können an Beispielen die drei Bereiche deutlich gemacht werden.

Zunächst wird in der Clearingphase eine ausführliche Anamnese angefertigt und zusammengeführt. In vielen Fällen gibt es bereits solche Erhebungen, die es zu überprüfen oder zu übernehmen gilt. Nicht alles muss noch Bestand haben, was bereits vor einigen Jahren festgestellt wurde. Andere Diagnosen sind feststehend und können zum Teil auch unveränderbar bleiben. Jeder kennt solche Beispiele, in denen es um eine körperliche oder geistige Behinderung geht oder um eine Erkrankung, die nicht zu beheben ist (wie z.B. Diabetes) oder im weiteren Verlauf immer mehr Einschränkungen mit sich bringen. Des Weiteren gehören viele Aspekte des Klienten zum „Gegebenen“, die nicht in Berichten erfasst wurden bzw. erfassbar sind, sondern durch das Kennenlernen erfahrbar werden.

In vielen Fällen (und dadurch auch gut beispielhaft darzustellen) gibt es schon konkrete Arbeitsziele. Meistens werden sie durch vorherige Untersuchungen oder durch die Jugendämter gestellt. „Aufgegebenes“, wie Paul Moor es in seinen Thesen formuliert, sind Arbeitsrichtlinien und Ziele zugleich. Sie geben eine Richtung vor. Den Weg zum Ziel bestimmen Klient und Heilpädagogin gemeinsam. Der Klient steht immer im Mittelpunkt. Er allein lässt zu, was geschehen soll und darf. So ist eine meiner ersten Fragen innerhalb der ersten Stunde: „Was darf hier geschehen und was darf auf keinen Fall geschehen?“ Es ist von großer Bedeutung, die Erwartungen und Vorstellungen sowohl des Klienten als auch die Vorgaben der Heilpädagogin offen zu machen. Das schafft meiner Ansicht nach einen Rahmen, der die Grundlage für das gemeinsame „Arbeiten“ bietet.



In manchen Prozessen ist es sinnvoll, dass die Heilpädagogin mehr Vorgaben herein bringt. Dies ist aber individuell zu sehen und darf nicht einem „Überstülpen“ gleich kommen. Es ist eher so zu sehen, dass die Heilpädagogin den Klienten im bildlichen Sinne ein Stück weit an die Hand nimmt und ihn auf dem Weg seiner eigenen Bedürfnisse begleitet. Das schafft Vertrauen und Sicherheit. Viele Kinder und Jugendliche kommen mit einer bestimmten Erwartungshaltung oder auch Ängsten und Abwehr zu Beginn einer Clearingphase zu mir. Meine Aufgabe sehe ich darin, den Klienten mit Klarheit zu begegnen und die „Nebel zu lichten“, nicht weil es darum geht, alles aufzudecken und zu beleuchten. Es geht in meinen Augen vielmehr darum, das Bedrohliche (und das kann solch eine Test- oder Diagnostikphase für die Klienten in ihren Vorstellungen und Erfahrungen sein) durch ein wenig „Licht“ weniger angstvoll erscheinen zu lassen. Dadurch können auch die Perspektiven des „Verheißenen“ geklärt werden.

3. Nicht nur das Kind, sondern auch seine Umgebung ist zu erziehen

Bei Paul Moor steht im Zentrum der heilpädagogischen Arbeit das Handeln zwischen der Heilpädagogin und dem Klienten. Zunächst gilt es dabei, den Gesamtsinn der Verhaltensweisen des anderen Menschen zu verstehen und daraus seinen heilpädagogischen Bedarf und mögliche gemeinsame Ziele zu formulieren. Eingeschlossen in diese Arbeit zwischen dem Klienten und der Heilpädagogin ist auch das Suchen nach Wegen im Sinne von bevorzugten Tätigkeiten oder Themen sowie im Sinne von Methoden.

Allerdings ist einerseits ein Verstehen, das dem Menschen in seiner Situation gerecht wird, nicht ohne Einbeziehung seiner (vor allem sozialen) Umgebung möglich. Auf der anderen Seite beinhaltet heilpädagogische Arbeit nach Moors Vorstellungen auch die gemeinsame Veränderung der Gegebenheiten der Umgebung, d.h. bspw. der Erziehungskompetenzen, vor allem vor dem Hintergrund, dass durch die besonderen Bedingungen von Behinderung o.ä. besondere Erziehungskompetenzen erforderlich sein können. Ferner kann aber auch die Bearbeitung der Barrieren in der physischen Umgebung bis zur Verbesserung des Bildes von behinderten Menschen in der Gesellschaft Teil heilpädagogischer Arbeit sein.

Die Auswahl der Bezugspersonen bzw. allgemein der Aspekte in der Umgebung des betreffenden Menschen sollten selbstverständlich individuell und nach der Maßgabe geschehen, auch diese Menschen zunächst erst einmal in ihrem (evtl. auch anzuzweifelnden) Handeln verstehen zu wollen. Zudem ist vor allem bei erwachsenen Klienten angezeigt, die Intensität sowie die Art und Weise der Kooperation mit dem Klienten samt seinem Bedarf abzustimmen.

Auf diese beschriebene Weise kann heilpädagogische Unterstützung einerseits im Sinne von Einzelfallhilfe und auf der anderen Seite über eine längerfristige verbesserte Beziehung zwischen dem Klienten und seinen Bezugspersonen geschehen. Dies zeigt das Schaubild mithilfe

der breiten Pfeile für das heilpädagogische gerichtete Handeln sowie mithilfe der schmalen Pfeile für die dabei entstehenden Wechselwirkungen.

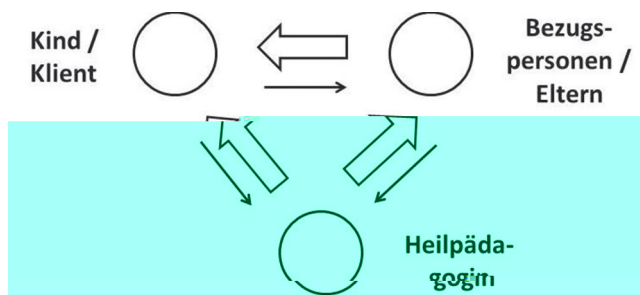


Abb. 2: Arbeit mit dem Klienten und seiner sozialen Umgebung

Eines der wichtigsten Elemente heilpädagogischer Arbeit ist die ganzheitliche Sicht, die auch den Blick auf das System des Klienten beinhalten sollte. In sehr vielen Fällen macht das Verhalten eines Klienten aus einer anderen Perspektive wieder einen Sinn. Dies ist auch hilfreich in der Arbeit mit den Eltern und entlastet den ‚Symptomträger‘. Durch die systemische Sichtweise wird deutlich, dass der Jugendliche ein bestimmtes Lösungsmuster entwickelt hat, welches im Kontext der Familie funktional war. Im Alltag (zum Beispiel in der Schule oder in der Wohngruppe) funktioniert dieses erlernte Verhalten dann aber meist nicht. Ein Umdenken im Prozess ist an dieser Stelle nötig, welches oft mithilfe einer solchen Erkenntnis über den Sinn der Verhaltensweisen verändert werden kann.

Würde diese Ebene in dem Prozess, also der Arbeit mit den Eltern oder dem bestehenden Erziehungssystem, zu wenig angesprochen oder gar fehlen, hätte der Klient in diesem Fall wahrscheinlich nicht die Möglichkeit, sich für einen anderen Lösungsweg zu entscheiden.

Paul Moor hat in seiner Arbeit aber auch die direkte und intensive Auseinandersetzung mit den Eltern gemeint. Es ist von großer Bedeutung, das System auf mögliche Veränderungen und neue Lösungswege des Klienten aufmerksam zu machen und ihnen die Bedeutung ihrer Rolle bei der Suche, dem Finden und Beibehalten alternativer sinnstiftender Verhaltensweisen zu verdeutlichen. Sie sind für den gelingenden Heilungsprozess des ‚Symptomträgers‘ mit verantwortlich. In welcher Art und Weise das System angeregt werden muss und sollte, ist sehr vielfältig und muss den Notwendigkeiten und Möglichkeiten des Einzelfalls angepasst werden.

Als Grundsatz sollten jedoch einige Vorüberlegungen beachtet werden:

Wie kann das belastete System so unterstützt werden, dass es zu eigenen Ressourcen gelangen kann?

Welche Maßnahmen und Methoden sind förderlich für den Prozess?

Wo gibt es Bedenken gegen die Wirksamkeit eines Vorgehens?

Die Arbeit im heilpädagogischen Prozess beinhaltet neben einer wertschätzenden Haltung auch ein großes Maß an Sensibilität und Empathie, die von der Heilpädagogin

ausgehen sollte. Das sollte auch auf den Bereich der systemischen Arbeit in diesem Rahmen zutreffen.

Abschließende Gedanken

Paul Moor hat schon vor fast 50 Jahren gesagt: „Heilpädagogik ist Pädagogik und nichts anderes“ (Moor 1967, 7). Auf die Beziehung kommt es an und auf das, was wir miteinander gestalten. Und sei es „nur“ gemeinsame Zeit. Auch dies kann die sinnvolle Tätigkeit sein, die den Klienten stärkt und ihm hilft, zu seiner eigenen Lösung zu kommen.

Sicherlich hat sich mit der Zeit einiges geändert, bspw. mit der vermehrten Verordnung von Medikamenten für unsere Klientel. Vermutlich kann beides nebeneinander wirken, denn gerade bei komplexen Störungsbildern reichen oft weder heilpädagogische Angebote bzw. Beziehungsangebote überhaupt noch Medikation für sich alleine aus. Ein ganzheitliches Denken und Handeln muss grundsätzlich vorhanden sein, damit Entwicklungsschritte sichtbar werden und unterstützende Maßnahmen wirken können. Inbegriffen ist dabei auch die Einbeziehung der Familie.

Dieses Themenfeld und weitere eröffnen sich bei beim praxisnahen Transfer der Heilpädagogik Moors in die Gegenwart und müssen produktiv bearbeitet werden, um die Potenziale dieses Ansatzes gewinnbringend nutzen zu können.

LITERATUR

Berufs- und Fachverband Heilpädagogik (BHP) e.V. (Hrsg.) (2011): Heilpädagoginnen und Heilpädagogen heute in Deutschland. Kommentierte Ergebnisse einer Berufsfeld- und Berufsqualifikationsanalyse des Berufs- und Fachverbandes Heilpädagogik (BHP) e.V. Berlin

Gadamer, Hans-Georg (1990): Wahrheit und Methode. Band 1 Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen

Gadamer, Hans-Georg (1993): Wahrheit und Methode. Band 2 Ergänzungen, Register. Tübingen

Haeberlin, Urs (Hrsg.) (2000): Paul Moor als Herausforderung. Anfragen an die Aktualität seiner Schriften zur Heilpädagogik und Erinnerungen von Zeitzeugen an seine Person. Bern

Köck, Christina (2012): Paul Moors Heilpädagogik als Ausgangspunkt für verstehensorientierte Diagnostik mit erwachsenen behinderten Menschen. Master-These an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen. Münster

Köck, Christina (2013): Verstehensorientierte Diagnostik mithilfe der Heilpädagogik Paul Moors. In: Lotz, Die-

ter (Hrsg.): Heilpädagogische Diagnostik – Erkenntniswege zum Menschen. Bericht der 46. Bundesfachtagung des Berufs- und Fachverbandes Heilpädagogik e.V. vom 23.-25. November 2012. Berlin, 69-75

Moor, Paul (1965): Heilpädagogische Psychologie. Bd. 2 Pädagogische Psychologie der Entwicklungshemmungen. Bern

Moor, Paul (1967): Heilpädagogische Psychologie. Bd. 1 Grundtatsachen einer allgemeinen pädagogischen Psychologie. Bern

Moor, Paul (1969): Heilpädagogik. Ein pädagogisches Lehrbuch. Bern

DIE AUTOREN

Christina Saroka-Köck hat von 2007-2012 an der Katholischen Hochschule NRW, Abteilung Münster, Heilpädagogik mit einem Bachelor- und mit einem Master-Abschluss studiert. Ihre Master-These thematisiert „Paul Moors Heilpädagogik als Ausgangspunkt für verstehensorientierte Diagnostik mit erwachsenen behinderten Menschen“.

Zurzeit beschäftigt sie sich im Rahmen einer wissenschaftlichen Tätigkeit über die Universität Köln mit einem Thema aus dem Bereich Geschichte der Heilpädagogik. Daneben arbeitet sie in einer Wohngruppe für Menschen mit sog. geistiger Behinderung und herausfordernden Verhaltensweisen.

KONTAKT

christina_saroka@yahoo.de

Malte Wachendorf war nach seiner Ausbildung zum Sozialassistenten und der Erzieherausbildung zunächst im Kindergartenbereich tätig. Nachdem er die Ausbildung zum Heilpädagogen an der Fachschule für Heilpädagogik des Wichernstifts in Ganderkesee absolvierte, arbeitete er sowohl im Kinder- und Jugendhilfebereich als auch im Integrationsbereich (Kindergarten).

Derzeit arbeitet er als Heilpädagoge in einer Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung. Zum einen ist er im festgelegten Rhythmus im Gruppendienst einer Wohngruppe tätig. Zum anderen unterstützt er die Kinder und Jugendlichen in heilpädagogischen Fördereinheiten.

KONTAKT

wachendorf.hp@gmail.com

Umgezogen? Namensänderung? Neue Mailadresse?